

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 245.

Mittwoch, 16. September.

1931.

Die rosa Muschel / Roman von Brünhilde Hofmann.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Kerthoove blüht unschlüssig vor sich in die Luft. Die Atmosphäre des kleinen, vom täglichen Familienleben verbrauchten Zimmers hat heute etwas Bedrückendes für ihn; es riecht nach gekochter Wäsche und Küchenbünsten. „Ich kann dir das im einzelnen nicht sagen. Aber ich fürchte, das Mädchen ist in ernstester Gefahr. Sie steht so allein da.“

„Das ist deine Sorge, ja? Aber beruhige dich nur: Unkraut vergeht nicht! Sie ist ein raffiniertes und berechnendes Frauenzimmer. Außerdem hat sie doch ihren Verlobten! Wenn sie ihm wahrscheinlich auch nicht treu ist... Sie spekuliert wohl noch auf eine bessere Partie... Die Männer sind ja alle wie verrückt nach der rothaarigen Person. Oder nicht? Laß sie doch auf sich allein aufpassen! Was geht es denn dich an?“ In das Gesicht der Frau ist eine jähe Röte getreten. Instinktiv Ersticktes brodelte unausgesprochen unter der Oberfläche, zum Ausbruch bereit.

„Vielleicht hast du recht“, sagt Kerthoove leise. Vielleicht hatte sie wirklich recht. Aber dennoch... „Ich gehe noch einen Augenblick fort. Ich habe Kopfschmerzen und kann dann so schlecht schlafen.“ Er steht auf. Die Wände drücken auf ihn; der Aufenthalt in diesem Zimmer wird zur Unerträglichkeit; auch die Gegenwart seiner Frau. Ja — auch sie, die sich schweigend und verbissen wieder über ihre Arbeit beugt.

„Geh nur!“

Er weiß wohl, daß auch sie nicht schlafen wird, bis er zurückkommt, und daß sie müde ist. Aber er geht. Er kann nicht anders.

Ohne rechten Entschluß gelangt er zum Hotel Royal. Das ist doch die Adresse des Prinzen Vitry, die er Ines Discaill nicht geben wollte. Aus einiger Entfernung sieht er einen Wagen am Portal vorfahren und eine Dame einsteigen. Kein Zweifel, daß es Ines ist. Ein unerklärbares Wissen senkt sich wie eine schwere Last auf ihn, während er stillsteht und dem Wagen nachsieht.

Zum erstenmal in seinem Leben kommt Karsten Kerthoove erst im Morgengrauen nach Hause. Das Licht im Wohnzimmer brennt noch. Er öffnet vorsichtig die Tür, bleibt auf der Schwelle stehen. „Bist du noch auf, Bouwine?“ Die eigene Stimme klingt ihm fremd, fern und unpersönlich.

Bouwine Kerthoove wendet müde den Kopf und sieht ihren Mann an. Im Zwielicht der übernachtigen Lampe und des neuen Tages erscheint seine reglose Gestalt von grauen Schleiern verhangen. Schweigend blicken sie einander in die überwachen Augen. Ohne ein Wort löscht sie das Licht und geht ins Schlafzimmer.

Juliane ter Steegen lehnt an der Reling der „Leverfusen“, die, den Indischen Ozean im Rücken, durch die Sankt-Vincent-Bucht dem Hafen von Port Adelaide zufließt.

Die lange Seereise hat Julianes Haut mulattenhaft gebräunt und das Faulenzlerleben an Bord Energiereserven in ihr aufgespeichert. Angenehm erregt, sieht sie dem Kai entgegen, an den die „Leverfusen“ lachte heranschwimmt. Nach und nach löst sich der Gesamteindruck im grellen Licht der hochstehenden Sonne in bunte Einzelheiten auf. Dampfer, Segelschiffe und Boote — ein Gewimmel von braunen Menschen in

bunter und weißer Kleidung. Im Hintergrund die Konturen einer modernen Hafenstadt. Man sieht eine Reihe wartender Automobile. Wahrscheinlich ist auch das von Josaphat Madenzie darunter. Laut Funkpruch wird er sie gleich bei der Landung in Empfang nehmen. Prinz Vitry hat also mit Unsicht seines Amtes gewaltet. Aber Juliane wird sich durch diese Zuverlässigkeit nicht in ihren Plänen beeinflussen lassen.

Die „Leverfusen“ macht am Ponton fest. Die Laufplanen werden ausgelegt, die Luken geöffnet, um Gepäckstücke und Postkisten auszuspeien. Passagiere stauen sich an den Ausgängen. Juliane nimmt Clever hoch, der apathisch die Zunge aus dem Maul hängen läßt.

Schon während sie über den Steg geht, bemerkt sie am anderen Ende einen Mann, der in seinem weißen Tropenanzug besonders vielschötig wirkt. Das braune, lantige Gesicht hält er etwas zurückgeneigt und blickt herrisch und zielsicher um sich. Sichtlich bleibt im Gedränge ein Raum um ihn frei, so daß es den Eindruck macht, als hielte der Energieradius seines Körpers, der auf stämmigen Beinen im Boden zu wurzeln scheint, die wogende Menge in Abstand.

Das ist er! sagt sich Juliane im gleichen Augenblick, als seine dunklen Augen auch sie mit unverkennbarer Bestimmtheit erfasst haben.

Er nimmt den Hut ab und hält ihr die Hand entgegen. „Willkommen im Fünften Erdteil, gnädiges Fräulein! Ich freue mich, Sie gleich hier begrüßen zu können. Bitte, geben Sie mir das Kofferchen! Haben Sie Ihren Paß?“

„Alles in Ordnung!“ lacht Juliane, wobei Madenzie denkt: Sie hat mindestens schöne Zähne. Ihre stahlgrauen Augen halten der zupackenden Musterung fröhlich stand. „Sehr liebenswürdig, Mr. Madenzie, sich meiner wegen zu bemühen! Ich wundere mich, daß Sie mich gleich erkannt haben.“

„Ich habe ein sehr gutes Gedächtnis. Sie haben sich wenig verändert. Außerdem hat Vitry geklebt: „Drahthaarier“. Ich hätte Sie also auch an Ihrem Hunde erkannt!“

Juliane, die diese Offenheit amüsiert, meint: „Prinz Vitry ist wirklich sehr tüchtig.“

„Ich bin mit ihm zufrieden“, bestätigt Madenzie. „Mein Wagen steht da drüben.“ Damit setzt er sich in der bezeichneten Richtung in Bewegung. Seine Schritte sind kurz und fest, wie alles an ihm.

Juliane hat Clever an die Leine genommen und folgt dem breiten weißen Rücken zur Paß- und Zollrevision.

„So...“ Madenzie öffnet den Wagenschlag. „Bitte, steigen Sie ein!“

Der eingeborene Chauffeur hält, starr grinsend, die braunen Finger am Mühenrand. Die Sitze sind mit Rohleinen überzogen, eine Erfindung Madenzies, die sich bei großer Hitze als praktisch erwies.

„Haben Sie Zimmer für mich im Hotel belegt?“ fragt Juliane.

„Auf Ihren Wunsch, jawohl. Im Majestic, dem angenehmsten Hotel in Adelaide. Wir fahren gleich dort hin, denke ich?“

Juliane ist derselben Ansicht. — Der schwere Touren-

wagen bahnt sich geräuschlos und fast ohne Signale den Weg durch den lebhaften Verkehr der Hafenstadt. Man hat das Empfinden, als wichen die übrigen Fahrzeuge mit demselben Respekt vor dem tiefen Ton der Hupe zurück wie vorhin das Menschengedränge am Kai vor der wichtigen Erscheinung Josaphat Madenzies.

"Fabelhafter Wagen!" bemerkt Juliane mit Anerkennung, als man dann auf freier Strecke hinsaust. "Und ein ausgezeichnete Chauffeur!"

"Ich weiß, daß Sie sich für Automobile interessieren", sagt Madenzie. "Ihre Anerkennung stellt mich zufrieden." Mit kurzen Sätzen erläutert er ihr dann die Gegend, durch die sie fahren. Er stößt dabei nach rechts und links die Hand in die Luft, an der er den kurzen Daumen und die zwei nächsten Finger ausgestreckt hält. Diese Bewegung ist schroff und hat etwas Gebieterisches an sich. "Da hinten liegen die Standard-Minen!" Sein Arm fährt nach links über den Wagenrand. "Ich werde sie Ihnen später zeigen. Es wird Sie interessieren."

"Bestimmt", versichert Juliane.

"Prinz Witry hat Ihnen das Stück überbracht. . ."

"Ich habe den Klumpen gesehen. Vielen Dank! Der Prinz hat ihn auf meine Bitte vorläufig behalten."

Madenzie streift sie mit einem schnellen Seitenblick seiner dunklen Augen. "So?" sagt er kurz und schweigt.

"Die Gegend ist landschaftlich wirklich schön", nimmt Juliane das Gespräch nach einer Weile wieder auf. "Wie weit ist es eigentlich bis Adelaide?"

"Keine zehn Kilometer. Schöne Gegend? Möglich. Jedenfalls noch ungeheuer entwicklungsfähig. Außerdem zeichnet sie sich durch einen beispiellosen Insektenreichtum aus: Ameisen, Spinnen, Mücken, Fliegen, Moskitos — um nur einige Gattungen zu nennen."

"Ist das in der Stadt auch so schlimm?"

"Nicht entfernt. Gerade hier ist die Luft aber besonders belebt. Witry hat den Bezirk das "Mücken-dorado" genannt. Er ist ganz witzig mitunter."

"So? Mir gegenüber hat er sich sehr ernst und wichtig gegeben."

"Kann er auch! Den Verhältnissen angepaßt. Sein Humor zeitigt nur zu oft Ausgeburten einer zügellosen Phantasie. Sein Witz ist nicht immer harmlos, aber zutreffend."

"Was tut man eigentlich gegen solche Insekten-invasion?"

"Man schlägt unter Moskitonehen, raucht, unterhält qualmende Feuer und deckt die Kochtöpfe zu, selbst beim Essen. Und stellt Tisch- und Stuhlbeine in Petroleum-näpfe."

"Mühsam", findet Juliane. "Und doch unterziehen sich die Leute all diesen Strapazen?"

"Was wollen Sie?" Madenzie zuckt die Achseln. "Um Gold zu gewinnen — dafür läßt sich mancher gern bis zur Untertunlichkeit zerkochen."

Juliane faßt daraufhin Madenzie mit neuem Interesse ins Auge. "Ist Ihnen das auch schon so gegangen?"

Zum erstenmal lacht er, und es klingt ganz wohl-lautend, dieses Lachen: tief und voll, wie seine Stimme. "Früher, ja, Anfangs. Damals war ich oft hier draußen. Wir hatten eine kleine Zeltstadt errichtet, mitten in der Wildnis, ehe der erste ordentliche Bungalow gebaut, die ersten Stollen getrieben, später Verwaltungsgebäude errichtet wurden. Allerhand Strapazen. . . Das Unter-nehmen schloß dann rapide in die Höhe; der Boden-reichtum schien unbegrenzt. Wir haben damals alle heiter ausgesehen, ehe wir die erste Routine hatten. Jackson, einer unsrer Werkmeister, ist durch einen Mos-kitostich in den Schlund erstickt — nur, weil er vergessen hatte, zwischen zwei Löffeln Wambalragout den Billy zuzudecken."

"Wambal?" fragt Juliane erschrocken. "Billy?"

"Dachs!" antwortet Madenzie. "Kochtopf!"

"Ist das Adelaide?" erkundigt sich Juliane etwas später, als die Chaussee in eine Vorstadt mündet.

"Adelaide", bestätigt Madenzie. "Eine sehr schöne Stadt. Und ganz modern, wie Sie sehen werden. Das Hotel liegt nahe am Bahnhof; wir sind gleich da. Ich

hoffe, Sie werden sich da wohl fühlen. Ich habe Ihnen die besten Zimmer reservieren lassen."

"Das war wirklich nicht nötig." Und Juliane denkt dabei mit Sorge an ihre Reisefasse, die schon erheblich zusammengeschmolzen ist.

"Ich hätte Sie gern als meinen Gast gesehen. . . Ich habe ein nettes Landhaus da draußen, mit hübscher Aussicht auf den Golf. Aber da ich Junggeselle bin und nur männliche Bedienung habe, werden Sie als Euro-päerin Bedenken haben?"

"Nicht gerade deshalb", entgegnet Juliane unbe-kümmert. "Wir sind ja noch in keiner Weise mit-einander verlobt."

Wieder zielt ein prüfender Blick nach ihr hin.

"Hm. . . Ich wäre sogar nicht davor zurückgeschreckt, mir Ihrewegen eine würdige Tante anzulegen. Obwohl ich von Natur keine habe."

"Ich werde Sie besuchen", verspricht Juliane. "Sogar ohne Tante. Ich bringe Clever mit!"

"Ausgezeichneter Gedanke!" findet Madenzie und krauelt dem erschöpft schlafenden Terrier die Ohren, der sofort knurrend aufwacht. Der Wagen hält vorm Hotel. —

Josaphat Madenzie hat es sich im Vestibül des Majestic bequem gemacht. Er sitzt in einem Klub-sessel, der seinem massigen Körper einen geeigneten Ruheplatz bietet, gerade unter einem Fächer-ventilator. Die dicke Havanna im Munde, sieht er zu, wie sich zu seinen Häupten der aufsteigende Rauch an der Grenze des Luftwirbels zerteilt und verflüchtigt.

Er hat einen gemeinsamen Lunch mit Juliane ver-abredet, die inzwischen in ihre Zimmer geleitet wurde, um sich zu erfrischen. Unterdes denkt Madenzie über den Eindrud nach, den seine künftige Frau, aus diesem Gesichtswinkel betrachtet, auf ihn macht. Zunächst ist sie ihm nicht unympatisch, obzwar ihre herbe Art nichts Betörendes hat. Vielleicht ergibt sich das aus der vor-gefaßten Meinung schon gesicherten Besitzes. Denn Madenzie kommt nicht auf die Idee, daß sich dieses Mädchen seinen Plänen widersetzen könne. Weshalb wäre sie sonst hier?

"Nicht hübsch —", hatte Witry gesagt. Madenzie fand sie nicht häßlich. "Zurückgeblieben?" Mochte sein — in gewisser Beziehung. . . Madenzies seelische Fühl-hörner waren aber recht gut entwickelt. Sie vermittelten ihm ein paarmal die unterbewußte Wahrnehmung einer fremden und fertigen Persönlichkeit. Kühl war sie bestimmt, aber das stört ihn nicht. Sie will sich den An-schein geben, erobert werden zu müssen; wenn das dazu gehört — alright! schließt Madenzie seine Über-legungen vorläufig ab.

"Sie sind ja ganz in Gedanken versunken, Herr Madenzie? Oder schlafen sie gar?"

Madenzie richtet sich auf. Juliane steht vor ihm, ein Bild der Frische, schlank, braun, straff, und lächelt ihn vergnügt an.

"Ich dachte eben an Sie", erklärt Madenzie wahr-heitsgemäß. "Und wenn ich geschlafen hätte, würde ich vermutlich von Ihnen geträumt haben, gnädiges Fräulein."

"Schön gesagt!" nickt Juliane befriedigt. "Aber Sie müssen vorsichtig sein mit solchen Redensarten! Die passen nicht zu Ihrem Stil."

"Zu meinem Stil? Ich bin völlig stilllos — leider! Ein Selfmademan, des Umgangs mit Frauen unge-wohnt. Ich wollte mir gerade Mühe geben!"

(Fortsetzung folgt.)

Landschaft.

In allen Parks, in allen Bauerngärten
Lobt farbenfroh des Herbstes Feuerwert.
Goldklar die Luft! Verwischt sind alle Härten.
Der Wald, ein ausgespannter bunter Fächer . . .
Wie sanft der blauen Hügelkettezug!
Korallenrot erblühen des Dorfes Dächer.
Ein Wandervogelruf aus weiter Ferne —
Aufglänzt der Fluß im letzten Sonnenstrahl!
Sald spiegeln sich in seiner Flut die Sterne.

Elise Ritter.

Das Feuermal.

Skizze von Wolfgang Federan.

Selbst ein aufmerksamer Beobachter hätte nicht behaupten können, daß Elly sich in ihrem Wesen sehr von anderen Mädchen ihres Alters unterschied. Die Tränen saßen ihr nicht lodender als vielen anderen, sie lachte gern und trug ihr Schicksal anscheinend mit Gelassenheit.

Gewohnheit vermag ja viel. Wer sein Leben lang gesund und kräftig gewesen ist, der wird die Einbuße eines Gliedes, des Gehörs oder des Augenlichts schwerer ertragen als ein anderer, der sich seit seinem ersten Lebenstage auf Krücken oder blind durch dieses Lebens graue Unendlichkeit schleppen muß.

Das Schicksal Ellys war ein Feuermal, das sich breit und flammend rot über die linke Wange und den Hals bis zum Schlüsselbein hinunterzog. Sie trug es seit ihrer Geburt, und vieler Arzte Kunst hatte sich vergeblich bemüht, es zu beseitigen. Solange Elly Kind war, litt sie schwer unter der Grausamkeit, dem Hohn, der schlecht verhehlten Zurückhaltung ihrer Spiel- und Schulfährten. Später bekam ihr Leiden ein anderes Gesicht. Sie, die so gern tanzte, die jugendfroher Geselligkeit von Herzen zugewandt war, erkannte früh genug, wie das Glück der Frau im wesentlichen von der Schönheit ihres Äußeren abhängt. So ersah Elly fast unbewußt, daß sie auf beinahe alles Glück zeitlichen Würde verzichten mußte. Auf eines bestimmt — auf die Liebe.

So lebte sie, ohne Geselligkeit, ohne Freunde und fast ohne Freundin dahin, in einer besonderen stillen Art. Tüchtig in dem erwählten Beruf, gelang es ihr, auch in schwierigen Zeitläuften gutbezahlte Vertrauensstellungen zu erhalten. Das lag nicht nur an ihren Leistungen — sondern wohl ebenso sehr auch daran, daß ihre Chefs die berechtigte Überzeugung hatten, dieses Mädchen könne den jungen Herren der Firma die Köpfe nicht verdrehen. Sie würde niemals föhrend in die Kühle, von Zahlen, Konten und Lieferungsverträgen beherrschte Atmosphäre des kaufmännischen Büros eingreifen. Und sie hatten recht, die Chefs, natürlich. Denn Elly war für das kaufmännische Personal ein Neutrum. Man konnte sich soweit an ihr Aussehen gewöhnen, daß man nicht mehr erschrak, wenn man sie anblickte. Daß man ihren Mangel an anderer Vorzüge willen vergaß, soweit ging die Gewohnheit nicht.

Und dabei... Zuweilen, wenn Elly abends in ihrem Zimmerchen stand, sich vor dem Ankleidespiegel ernsthaft musterte, ehe sie ins Bett schlüpfte, dann glitt ein kleines, bitteres Lächeln über ihre Züge. „Habe ich nicht wohlgeformte Beine?“ fragte sie sich. „Die schlanksten Fesseln? Einen Körper, schöner als die meisten, die man in den Magazinen abgebildet sieht?“ Ach ja, diese und hundert andere Fragen konnte Elly sich stellen und sie getroßt bejahen. Aber was half das? Wer sie sah, der wurde über dem aufdringlichen Feuermal blind gegen alle anderen Vorzüge des Mädchens.

Unter diesen Umständen war es nur natürlich, daß Elly in selbstgewählter Einsamkeit einen Ersatz für alle die Freuden und Vergnügungen suchte, die ihr vom Schicksal verweigert wurden. Sie reiste viel, und die Möglichkeit, fremde Landschaften zu sehen, war ihr ein dauerndes und großes Glück. Mit Vorbedacht wählte sie Wege, die weit ab lagen vom üblichen Fremdenverkehr, kleine Orte, von Sommergästen alltäglicher Art kaum je gekannt und berührt. Hier, in der Einsamkeit der Berge, der Wälder und des Meeres, warf sie sich an das große, mütterliche Herz der Natur und führte für die Spanne weniger Wochen alljährlich ein fast pflanzenhaftes, seliges Dasein.

E einmal jedoch ließ sie sich von einer Freundin überreden, gemeinsam einen stark belebten Badeort in den Alpen aufzusuchen. Sie bereute ihre Zusage rasch genug, sie vermiste — im Kreise dieser eleganten und oberflächlichen Kurgäste — jene innere Befriedigung und überströmende Selbstvergessenheit, mit der sie sich sonst den Beglückungen der Natur hingeeben hatte. Doch blieb sie, um die Freundin nicht zu kränken, mit dem schmerzlichen Bewußtsein allerdings, daß dieser Sommer ein verlorenen sei.

Am letzten Abend ihres Urlaubs, während die Kollegin an irgend einer privaten Tanzgesellschaft teilnahm, schlenderte Elly träumerisch und nachdenklich und ein bißchen traurig an dem Ufer des schönen Sees entlang, an dem auch ihr Hotel lag. Die Dämmerung wich bald nächtlicher Dunkelheit. Ernst und hoch standen die Silhouetten der Berge unter dem sternlosen Sammet des bewölkten Himmels. Die Kurverwaltung hatte eine Lampenfahrt auf dem nächtlichen See angeregt, und schon sah man, unter den wiegenden Klängen einer Kapelle, hier und da mit bunten Papierlaternen geschmückte Boote durch das schwarze und geheimnisvolle Wasser gleiten. Elly von einer unendlichen Trauer und Sehnsucht gequält, verspürte den Wunsch, mitzutun und sich auf diese Art von den lastenden Gedanken und Empfindungen zu befreien.

Mit gemächlichen Ruderschlägen trieb sie ihr Boot der Mitte des Sees entgegen und mengte sich unter die anderen. Riese summt sie die Melodien der Kapelle mit, Lachen perlte herüber und hinüber, und die spärliche Beleuchtung der Lampen, die nicht ausreichte, die Gesichter der Fahrenden kenntlich zu machen,

verlieh dem einsamen Mädchen ein seltenes Gefühl innerer Freiheit. „Niemand sieht, wie ich in Wahrheit aussehe“, dachte Elly beglückt.

E einmal stieß sie in der Dunkelheit mit einem anderen Gefährt zusammen. Sie schrie leise und erschreckt auf und bemühte sich, das verloren gegangene Gleichgewicht zurückzugewinnen. „Keine Angst, schönste Frau!“ sagte da eine tiefe, warme, männliche Stimme, und schon streckte sich ein Arm herüber, hielt eine starke Hand den Bug des schwankenden Bootes fest.

Sie konnte das Gesicht des Mannes nicht erkennen. Aber der Wohlklang seiner Stimme streichelte sie wie eine zärtliche Verührung. Die beiden wechselten ein paar heitere Worte, trennten sich, kamen einander wieder nahe, und ganz von selbst beinahe ergab es sich endlich, daß die schmalen Boote Bord an Bord nebeneinander dahintrieben, zusammengeklettet lediglich durch den Arm des Mannes, der mit festem Druck den schmalen, zitternden Körper des Mädchens umspannte.

Was sie miteinander sprachen, darüber vermochte Elly sich späterhin keine Rechenschaft zu geben. Einmal küßte der Mann ihre Hände. „Die schönsten Frauenhände, die ich jemals in meiner Pranke halten durfte“, sagte er, und Elly nickte. Einmal küßte er ihre Lippen. Die Lampen waren bereits seit langem erloschen. Zum ersten Male berührte eines fremden Mannes Mund Ellys Lippen — und sie erschauerte.

Endlich löste sie ihr Boot von dem des Fremden. „Wir müssen uns trennen“, sagte sie flüsternd. — „Kann ich Sie nicht ans Ufer begleiten?“ fragte der Mann. — „Nein — ich bitte, nicht“, wehrte Elly ab, so ehrlich erschrocken, daß der Unbekannte seine Bitte nicht zu wiederholen wagte.

„Darf ich Sie wenigstens wiedersehen?“ bettelte er. „Wenn nicht hier, so an einem anderen Ort? Ich muß schon morgen fortziehen.“

„Vielleicht“, flammelte Elly. Aber sie vergaß, sich seinen Namen, seine Anschrift mitteilen zu lassen. Und als es ihr einfiel, war sein Boot schon von der Dunkelheit aufgezogen. „Es ist am besten so“, dachte Elly — und es kann sein, daß der Mann sich etwas Ähnliches sagte.

Am anderen Morgen, im überfüllten Zuge, sah ihr ein Herr gegenüber, vornehm, auffällig gepflegt und elegant. Manchmal streifte ihn über das Buch hinweg ihr flüchtiger Blick. Dann sah sie, daß auch sein Auge öfter auf ihrem Antlitz ruhte.

„Wie häßlich, wie abgründig häßlich dieser Mann wäre, wenn er nicht so wunderschöne, so gute Augen hätte!“ dachte Elly.

„Wie unglaublich schön, wie märchenhaft schön dieses Mädchen wäre, wenn das häßliche Feuermal das Gesicht nicht so entstellte!“ dachte der Mann.

Sie trennten sich in München mit einem kühlen, höflichen Gruß. Keiner von beiden wußte, daß ihre Lippen noch in der vergangenen Nacht heiß und brennend aufeinander geruht hatten. Sie trennten sich auf Rimmerwiedersehen und waren doch vielleicht dafür bestimmt, einander lieb zu haben und sich glücklich zu machen.

Der Radiojchreck.

Von F. Schröghamer-Heimdal (Passau-Haidenhof).

Die ulerlos schwingenden Lautwellen aus aller Welt fanden nun auch in dem hochheimsam gelegenen, menschenvergesenen Bergdorf einen dankbaren Hörer: der alte Dorfpfarrer hatte sich ein Radio einrichten lassen mit Lautsprecher, der die Stimmen der Ferne in seine schneeverwehte Winterstille trug.

„Was ist das?“ hatten die Dorfleute gefragt, als der Monteur die Dachantenne aufgesetzt hatte.

„Ein Radio“, war der Bescheid.

„Ein Radio? Was ist ein Radio?“

„Ein Radio! Das ist eine Erfindung, mit der man alles hören kann, was gesprochen wird.“

Run wußten die Bergdörfler, wie sie daran waren.

„Das hätte ich unserm Pfarrherrn niemals zugetraut“, sagte der Bürgermeister. „Dreißig Jahre weilt er jetzt unter uns, von allen geliebt und geachtet. Und nun diese Falschheit!“

„Es wird wohl seine Richtigkeit haben“, mutmaßte ein anderer, „man sieht ihn auch nicht mehr im Wirtshaus, seit er das verfluchte Teufelszeug auf dem Dache hat. Jetzt sitzt er in der Stube und horcht, was wir sprechen. Kein Wort geht ihm verloren. Es ist nur gut, daß uns der Monteur reinen Wein eingeschenkt hat, auf daß wir unsere Zungen im Zaume halten können...“

Innerhalb drei Stunden wußte das ganze Dorf Bescheid, was es mit dem seltsamen Ding auf dem Dache des Pfarrhauses für eine Bewandnis habe. Und die Dörfler hüteten ihre Zungen, damit der Pfarrer nichts Unrechtes hörte.

Die Knechte fluchten nur mehr leise in sich hinein, wenn die Dachsegespanne am Berghang stakten.

Die Mägde summten ihre Liebes- und Truggejangen nur noch verstoßen in den Stalwinkeln, wohin das Dachohr des Pfarrherrn doch nicht hören konnte.

Die Kinder johlten und tollten nicht mehr wie sonst, sondern saßen still in den Stuben und stellten allerlei Unheil an, das sonst nicht geschehen wäre, hätte man sie auf Gassen und Änger gelassen.

Die Männer meisterten ihre Reden am Wirtshaustisch und flüsternten nur noch leise, oder sie gaben sich Zeichen wie Taubstumme.

Die Weiber mußten sich die Gardinenpredigten sparen, was ihnen schier unerträglich schien, wenn die Männer immer wieder mit einem Mäglein zuviel von der Schenke heimwankten.

Vier Wochen lang wurde in dem Dorfe kein lautes Wort mehr gesprochen, mit Ausnahme natürlich der üblichen Taggebete und Lausandachten, die die Dörfler mit mächtigem Stimmenaufwand und allerlei Zugaben abhielten. Das war das einzige, was der Pfarrherr hören durfte und sollte.

Diesem war das gedrückte, scheue, verschlossene Wesen seiner ihm anvertrauten Herde längst aufgefallen. Weich gewaltige Wandlung war mit seinen lebensfrohen Bergleuten vor sich gegangen! War das Buzgeist? Oder Ausfluß und Wirkung der Steuernot? Oder gar etwas Schlimmeres, wie Verstockung und Herzensverhärtung? Denn die Leute grüßten ihn kaum mehr, die Kinder, die ihm sonst zugehauert waren, ergriffen die Flucht vor ihm, die ehrenwertesten Männer, die würdigsten Mütter wandten ihm mißmutig den Rücken, wenn er ihnen die Tagzeit wünschte.

Welch ein Angeist war in dieses Volk gefahren?

Wie Gewitterschälle lastete es über dem Bergdorf. Es war nicht mehr zum Aushalten.

Und schon entlud sich das Gewitter in Gestalt einer Abordnung der Dorfältesten, die in die Studierstube des Pfarrherrn posteten und die Hute verlegen, aber auch entschlossen in den wetterharten Händen drehten. Und der Wortführer hub gleich an:

„Hochwürden, das Teufelszeug auf Eurem Dache muß weg! Wir halten es nicht mehr aus. Wenn man kein lautes Wort mehr reden darf. Jetzt sind es schon vier Wochen . . .“

Rede und Gegenrede gab die gewünschte Aufklärung des begreiflichen Irrtums. Dann ging der Pfarrherr ins Nebenzimmer, um sich die Last des Lachreizes von der Seele zu wälzen. Damit aber die Dörfler seine Lachsalven nicht hörten und etwa noch einmal beleidigt wären, schaltete er das Radio ein: der Radiokymarsch überbraute das Lachen und überzeugte die Zuhörer, daß man mit dem Teufelszeug zwar bis Wien und Rom hören, aber im eigenen Dörflein kein Häuflein vernehmen könnte.

Und der Pfarrherr lud das ganze Dorf ein, damit es sich vom wahren Wesen des Radios überzeuge.

So ward der „Radioschreck“ überwunden und in Heiterkeit aufgelöst. Die Dörfler waren von einem Alp befreit: Die Knechte fluchten wieder, wenn die Ochsen am Berggang stockten.

Die Mägde sangen Lust und Trug wieder laut hinaus.

Die Worte der Männer am Wirtshaustisch gingen wieder breitbrüstig und ruhmredig wie vordem.

Die Weiber holten in den Gardinenpredigten das wieder doppelt und dreifach herein, was sie in den vier Wochen des „Radioschrecks“ versäumt hatten.

Nur die Taggebete und Hausandachten versielen wieder in den früheren Ton der Schläfrigkeit und verloren wesentlich an Länge und Stimmenschwall.

Der Bürgermeister überlegte sich eine Beleidigungsklage gegen das „Wochenblatt“, in dem Ort und Zeit dieser Handlung veröffentlicht waren. Aber als bedachter und erfahrener Mann ließ er den Plan wieder fallen, denn er hoffte, daß über diese Geschichte bald Gras wachsen würde, wenn sich in einem anderen Bergdorf eine andere Dummheit begäbe, die die Zungen der allezeit Spöttfrohen in Bewegung setzte.

Der Schimpanse.

Von Dr. Otto Graaf.

Die Sonne spielte um die Pflanzen des Tieres und ließ das schädig gewordene Fell grünlich aufschillern. Ein Greis und ein Kind schauten aus dem Tier, wenn es, ein Bündel Elend, in einer Ecke zusammenlachte. Wieherndes Lachen einer dicht gedrängten Menge um den Käfig, wenn die Augen des Affen, bald von wellen Eibern überschattet, abzustarben schienen, bald als glühende Kugeln im Kreis liefen.

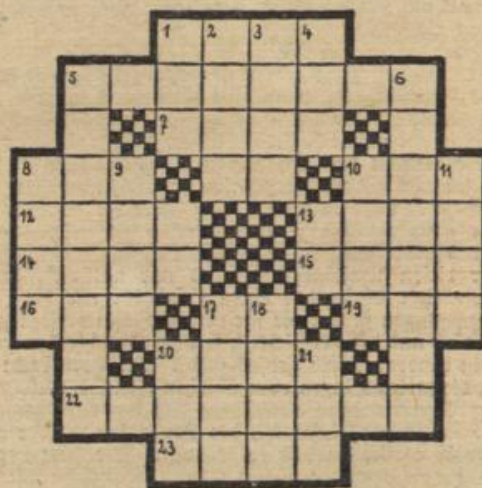
Der Schimpanse sprang plötzlich an, im Schwung den Kletterast zu erreichen — die Sehnen knicken ein, er überschlug sich, rollte

hilflos im Sand. Das entzückte Publikum raste. Schreie von Kindern stachen in die Sommerluft. Das Tier zitterte. Der Frost, der es überrieselte, war Wut und Scham. Von fern, zwischen einer Zuschauermaße durch, warf ich einen Blick auf die armselige Kreatur. Flüchtig musterte ich die erhitzen Gesichter um mich, sah wieder auf den Affen, wandte mich ab — Mitleid und ein rätselhaftes Empfinden flossen mir durch die Glieder. Ein Spaziergang durch einsame Teile des Tierparks schuf Gelegenheit, das merkwürdige Gefühl zu ergründen — unvermittelt blieb ich stehen. Ich hatte es gefaßt: Ich schämte mich. Schämte mich des Menschentums, das herrlich seltsame Erscheinungen, die die Natur braut, in die gedankenlose Luft der Stunde zieht.

Die Sonne stand tief, es zog mich etwas zurück zu dem menschenverlassenen Zwinger. Lange suchte ich das alte Tier, spät fand ich es, es hatte sich in den grauen Sand gewühlt. Ich schaute unbeweglich hinüber. Der Affe schob sich langsam vorwärts, die Beine schleppten kläglich, als krieche er dem Tod entgegen. Er hielt inne, drehte sich kaum merklich und wendete mir das Kaltengesicht zu. Monen der Erdgeschichte schauten mich an.

Die gelben Augen des Schimpanzen irrten ab, saßten mich wieder — wie Heimweh lag es in ihnen, als sei die Klammerstricke Dschungel in ihm erwacht. Der Ausbruch verschwand. Ein anderer tauchte auf — der einer unergründlichen, heißen Angst. Es zuckte und fladerte in dem zerstörten Gesicht, während sich die Lippen wie bei einem weinerlichen Kind verschoben. Die Greifhände krallten sich in den Sand, durch den Leib ging ein wurmartiges Erzittern, eine Qual, die keinen Namen hat, würgte das Tier. Es war, als wolle sich Begriff und Gedanke herausringen aus der dumpfen Frohn des Bedürfnislebens. Die Unzulänglichkeit der Kreatur blieb Sieger. Das Flimmern in den Augen erlosch. Schwere saß in meinen Füßen, als ich mich zum Gehen wandte, während ein schwacher, klagender Ton hinter mir erstarrte.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Göttin des Streites. 5. Gebirge in Asien. 7. Fisch. 8. Antilopenart. 10. Wohlgeschmecktes Getränk. 12. Schluß. 13. Natürliche Gabe. 14. Treffpunkt. 15. Einteilung am Thermometer. 16. Klostervorsteher. 19. Moderner Frauenname. 20. Weiblicher Vorname. 22. Mittelmeerkrebs. 23. Fein, mild. — Senkrecht: 1. Deutscher Fluß. 2. Fluß in Ungarn. 3. Figur aus „Wallenstein“. 4. Spottname für Amerikaner. 5. Kartagischer Feldherr. 6. Stadt in Australien. 8. Ungarischer Männername. 9. Deutscher Kunstslieger. 10. Schachfigur. 11. Altnordische Liedersammlung. 17. Weiblicher Vorname. 18. Teil des Hauses. 20. Nebenfluß des Rheins. 21. Baumteil.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 238:
Waagerecht: 1. Frankfurt. 9. Aera. 10. Erie. 11. Si. 12. Rot. 13. Star. 15. Tepl. 17. Er. 18. Re. 19. Rio. 21. Inn. 22. Es. 23. La. 24. Tal. 26. Heu. 27. USA. 29. Streife. — Senkrecht: 1. Jaf. 2. Reiter. 3. Ar. 4. Narr. 5. Feti. 6. Ur. 7. Rippen. 8. Tell. 14. Arie. 16. Erna. 20. Ost. 21. Ill. 25. Alpenrose. 27. Ur. 28. Ai.